

51 Prozent

Und wo ist die Seele der Hausfrau geblieben?



Nicole Althaus

Sie ist zur bedrohten Art geworden, obwohl sie staatlich subventioniert wird: die Hausfrau. Binnen einer Generation hat sich ihre Zahl in der Schweiz halbiert. Und der Exodus weg vom heimischen Herd dürfte anhalten. Laut dem Bundesamt für Statistik ist der Anteil der Frauen zwischen 25 und 64 Jahren, die sich hauptsächlich um Haushalt und Familie kümmern, zwischen 2010 und 2016 um 8 Prozent zurückgegangen. Er beträgt heute nur gerade noch 35 Prozent.

Den Niedergang der Hausfrau vermochten weder ihre Bevorzugung im Steuersystem noch die horrenden Krippenkosten zu stoppen, die laut Berechnungen der Universität St. Gallen schon bei insgesamt 22 Betreuungstagen im Monat rund ein Drittel des Haushaltseinkommens einer Durchschnittsfamilie wegfressen. Nicht einmal das allgegenwärtige Klagelied über die Doppelbelastung berufstätiger Mütter konnte verhindern, dass die Vollzeit-Mama zum Auslaufmodell geworden ist. Kein anderer Job hat seit den fünfziger Jahren einen grösseren Imageverlust verkraften müssen als das

Heimchen am Herd. Dass man die innerfamiliäre Dienstleistung in den nuller Jahren mit Ausdrücken wie «Familienmanagerin» aufwerten wollte, hat daran nichts geändert. Und so findet sich heute kaum mehr eine junge Mutter, die sich noch als Hausfrau bezeichnet, ohne ein Datum für den beruflichen Wiedereinstieg nachzureichen oder den Link zu einem coolen Blog, das sie füttert. 2014 waren drei Viertel der Mütter mit Kleinkindern erwerbstätig, bei Müttern mit Schulkindern waren es gar 84 Prozent.

Das ist beachtlich, wenn man bedenkt, wie stark unser überhöhtes Mutterideal noch immer wirkt. Und es verleitet dazu, das Ende der Hausfrau als durchschlagenden Erfolg der Emanzipation zu interpretieren. Schliesslich war die Integration der Frau in den Arbeitsmarkt erklärtes Ziel der Gleichberechtigung. Wirtschaftliche Unabhängigkeit ist tatsächlich die wichtigste Bedingung für ein selbstbestimmtes Leben. Daran gibt es nichts zu rütteln, selbst wenn für viele Familien das Zweiteinkommen eher eine Investition in die Wettbewerbsfähigkeit der Frau ist als ein grosser Zustupf in die gemeinsame Kasse. Immerhin sorgt weibliche Erwerbsarbeit für eine bessere Ausgangslage nach einer allfälligen Scheidung und für ein Minimum an Altersvorsorge.

Auf den zweiten Blick allerdings wird klar, dass das Auslaufmodell Hausfrau an der Situation der Mütter wenig geändert hat. Weil die Liquidation einer Geschlechterrolle leider nicht dafür sorgt, dass sich der Kühlschrank von allein füllt, bleibt noch immer



Den Duft, der nach dem Backen aus der Küche strömt, das traute Gespräch beim Zvieri nach der Schule kann man nicht auslagern.

ein Grossteil der Hausarbeit an ihnen hängen. Aber auch die vermehrt Teilzeit arbeitenden jungen Väter realisieren: Es gibt kaum eine Kombination von Aufgaben, die mehr Kraft kostet, als die exakt terminierten Anforderungen zweier Arbeitgeber mit den weitgehend nicht terminierbaren Ansprüchen von Kindern abzugleichen. Was auf der Strecke bleibt, ist das, was man heute gern als *nesting* bezeichnet. Natürlich kann man eine Putzfrau engagieren oder eine Nanny, die auch die Randstunden abdeckt, wenn man es sich denn leisten kann. Aber den Duft, der nach dem Backen aus der Küche strömt, die aufgeräumte Stimmung am Ende eines langen Arbeitstages, das traute Gespräch beim Zvieri nach der Schule kann man nicht auslagern. Die Hausfrau mag passé sein, ihre Seele aber wird arg vermisst.

Beweise gefällig? Da ist der Grosse Erfolg von Back-Shows im Fernsehen oder die Flut an Dekorationstipps, die man online findet und die zum Binden von Wiesenblumensträussen animieren sollen, da sind all die jungen Food-Bloggerinnen, die aus ihrem Wirken am heimischen Herd eine Karriere zu basteln versuchen. Und dass unter Hipstern sogar Makramee wieder angesagt ist, das geknüpfte Antidepressivum der Hausfrau aus den siebziger Jahren, darf ruhig als Sublimation bezeichnet werden: Auf Instagram erlebt die Hausfrau gerade das grösste Comeback in ihrer Geschichte.

Nicole Althaus ist stellvertretende Chefredaktorin der «NZZ am Sonntag».

Alles, was Recht ist

So wirkt der Heilige Geist in Lausanne



Markus Felber

Die Apostelgeschichte beschreibt das sogenannte Pfingstwunder: Der Heilige Geist kam auf die Jünger Jesu herab und versetzte sie in die Lage, fremde Sprachen zu sprechen und zu verstehen. Das erinnert an den Zustand im Schweizerischen Bundesgericht, dessen Insassen sich ebenfalls in mehr als drei Sprachen ausdrücken. Was indes das gegenseitige Verstehen anbelangt, wäre zusätzliche göttliche Erhellung bisweilen nicht unbedingt verschwendet.

Seine Urteile verfasst das Bundesgericht in einer der Landessprachen. Übersetzt werden sie nicht, ein jeder versteht die Rechtsprechung, soweit sein Fremdsprachvermögen reicht. Lediglich das bisher (und wohl auch weiterhin) einzige rätoromanische Urteil wurde auszugeweiht übersetzt. Kritische Geister halten allerdings die angebliche deutsche Übersetzung für das Original, das aus folkloristischen Gründen nachträglich ins Rätoromanische übersetzt worden sei.

In den öffentlichen Urteilsberatungen sprechen Deutschschweizer Hochdeutsch und Welsche Französisch. Tessiner Richter geben den Kollegen ihren italienischen Text vorweg schriftlich ab, um verstanden zu werden, oder drücken sich deutsch oder französisch aus. Erfolgreicher als heute hatte der Heilige Geist im vergangenen Jahrhundert gewirkt. Der Tessiner Fulvio Antognini wechselte spontan zwischen den Sprachen hin und her, und der Luzerner Hans Willi handelte sich bei der Journaille den Spitznamen Römer ein, weil er seine Weisheiten bevorzugt lateinisch zum Besten gab. Und als für einmal auf der Richterbank ausschliesslich Deutschschweizer sass, kam es zur so weit erinnerlich einzigen Urteilsberatung in Schweizerdeutsch. Bis einer in der Runde rechtliche Bedenken anmeldete und ins Hochdeutsche wechselte. Stillschweigend auf den bizarren Umstand anspielend, dass die Schweiz wohl das einzige Land der Welt ist, in dem die Muttersprache der Mehrheit nicht als Amtssprache anerkannt wird.

Markus Felber war NZZ-Bundesgerichts-korrespondent.

Die E-Mail-Debatte

«Bis dahin sind unsere Flugzeuge nicht einmal gestartet»

Für Gregor Rutz braucht die Schweiz eine schlagkräftige Armee. Jacqueline Badran verpflichtet ihm bei, will aber für die Luftverteidigung auf die Nachbarn setzen

Gregor Rutz

Die Beschaffung neuer Kampfflugzeuge stand nicht auf der Traktandenliste, prägte aber die Diskussion in der ersten Woche der Sommersession. Umstritten war namentlich die Frage, ob dieser Kauf dem Volk vorzulegen sei. Ich glaube, das ist ein Nebengeleise. Selbstverständlich kann man das den Stimmbürgern unterbreiten. Der Punkt, den wir diskutieren müssen, ist ein anderer: Wie hat sich die Bedrohung verändert? Was müssen wir tun, um die Sicherheit gewährleisten und die Bevölkerung schützen zu können? Und da ist der Schutz der Luftraums ganz wichtig. Ohne zuverlässige Luftwaffe ist unsere Armee nicht in der Lage, den Verteidigungsauftrag wahrzunehmen. Und wer das nicht kann, kann auch keine internationalen Anlässe mehr durchführen. Wäre es Ihnen wohl, geschätzte Frau Badran, wenn wir keine Luftwaffe mehr hätten?

Jacqueline Badran

«Luftwaffe» ist sehr hoch gegriffen. Die Flieger dienen ja vor allem der Luftpolizei. In der Vergangenheit hat sich ihr Einsatz nur auf die Eskortierung von verirrten Sportflugzeugen beschränkt. Ein in die Schweiz eindringendes feindliches Flugzeug wäre schon längst von den umliegenden Nato-Ländern gefunden und mit deren Flugzeugen abgefangen worden. Will man unseren Luftraum sichern und verhindern, dass feindliche Flugzeuge von Schweizer Boden aus in die Luft gehen, muss man - um in Ihrer Bedrohungslogik zu bleiben - den Schutz der Hangars und kleinen Flughäfen ausbauen. Die neuen Bedrohungen sind ganz anderer Art: Wirtschafts-, Währungs- und Handelskriege, Cyberkriminalität, Klimawandel mit Millionen Flüchtlingen, Radikalisierung unterprivilegierter Gruppen und vieles mehr. Alles Bedrohungen, die man nicht mit Ihrer vorgestrigen Kalter-Krieg-Armee bekämpfen kann.

Gregor Rutz

Dass sich die Bedrohung gewandelt hat, ist tatsächlich ein Faktum. Cyberattacken oder

Debattierer



Jacqueline Badran

55, ist Nationalrätin der SP aus dem Kanton Zürich. Die Biologin und Ökonomin führt ein eigenes Unternehmen im IT-Bereich.



Gregor Rutz

44, ist SVP-Nationalrat aus dem Kanton Zürich. Der Jurist ist Unternehmer und Inhaber einer Agentur für Kommunikationsberatung.

terroristische Anschläge stehen heute im Zentrum. Dennoch: Wir brauchen eine kampffähige Luftwaffe; ein Luftpolizeidienst alleine reicht nicht. Wenn Sie von «verirrten Sportflugzeugen» sprechen, die es zu eskortieren galt, ist dies eine gefährliche Verharmlosung. Weder Sie noch ich wissen, wie sich die Weltlage entwickelt. Gerade mit Blick auf terroristische Risiken ist der Schutz des Luftraums von zentraler Bedeutung - und damit auch eine Aufgabe, die ich nicht fahrlässig unseren Nachbarländern überlassen möchte. Ohne Luftwaffe haben wir letztlich auch keine funktionstüchtige Armee mehr. Die ist jedoch für die Sicherheit unerlässlich. Selbstverständlich muss auch der Schutz am Boden gegeben sein, doch ohne den Schutz des Luftraums nützt dies nichts. Wie wollen Sie sonst gewährleisten, dass internationale Konferenzen in der Schweiz stattfinden können? Oder sind Sie der Auffassung, man könne die Armee abschaffen und sich auf eine Polizeitruppe beschränken?

Jacqueline Badran

Ich glaube daran, dass sich jede Gemeinschaft gegen Angriffe verteidigen soll. Das gelingt jedoch nur mit Kooperation, schon heute. Um beim Luftraum zu bleiben: Wir waren schon immer auf fliegende Radarsysteme der Nato angewiesen für die Frühwarnung. Zudem ist die Schweiz so klein, dass wir beim Eindringen eines feindlichen Flugzeugs sowieso zu spät wären. Zur Luftraumsicherung brauchen wir also keine milliardenteure Luftwaffe; wir sind keine Angriffsarmee. Die eine Woche WEF in Davos können wir auch mit unseren Nachbarn sichern. Nicht nur die Bedrohungslage hat sich geändert, werter Herr Rutz, sondern auch die Konzeption der kollektiven Sicherheit. Dass man sich heute gegen Terrorismus, Klimawandel oder Cyberattacken alleine absichern kann, ist eine Fiktion.

Gregor Rutz

Ein souveräner Staat muss sich selber verteidigen können, sonst ist er nicht mehr

unabhängig. Ähnliches gilt für das WEF oder andere Konferenzen: Als Standort ist man nicht glaubwürdig, wenn die anderen die Arbeit machen müssen. Darum ist diese Diskussion so wichtig. Gleichzeitig müssen wir Szenarien erarbeiten, wie man sich gegen neue Bedrohungen schützen kann - da bin ich einverstanden. Auch bei der Armee ist für mich das Milizprinzip ein Schlüsselfaktor, denn von den beruflichen Erfahrungen jedes Einzelnen profitiert auch die Armee. Umso mehr beunruhigt es mich, dass wir heute teilweise Tauglichkeitsquoten haben, die unter 60 Prozent gesunken sind. So kann der Dienst an der Gemeinschaft nicht funktionieren, wenn bald jeder Zweite elegant abschleicht. Oder überlegt sich die SP allenfalls, unter dem Titel der Gleichberechtigung eine Dienstpflicht für Frauen einzuführen?

Jacqueline Badran

Die Diskussion um die Armee läuft doch seit Jahren schief. Man hält an vergangenen Szenarien fest, als ob feindliche Panzer in den nächsten Jahren versuchen würden, den Rhein zu überqueren. Dann macht man Beschaffungen und rechtfertigt sie im Nachhinein mit Mythen wie Unabhängigkeit oder abstrusen Anwendungsfällen, die keiner sachlichen Prüfung standhalten. Ein eindringendes Flugzeug etwa ist in wenigen Minuten über dem AKW Gösgen. Bis dahin sind unsere Flugzeuge nicht einmal gestartet. Und Sie erzählen den Menschen, wir könnten unabhängig und alleine unseren Luftraum sichern. So wird das nichts. Zwar sind sich alle einig, dass die Bedrohungslage markant anders geworden ist. Aber Ihre Seite weigert sich, die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen. Es ist fatal und unglaublich kostspielig, wenn man aus einer richtigen Analyse die falschen Massnahmen ableitet. Unsere Ressourcen müssen dorthin geleitet werden, wo sie die grösste Wirkung erzielen. Und das sind definitiv nicht 70 Kampfflugzeuge. Bauen wir eine Armee, die wirklich Sinn ergibt. Dann wird sich die Tauglichkeitsquote von selbst wieder erhöhen.

Strittis Schlagzeile

Zum Sumpf im Amt für Entsorgung und Recycling Zürich (ERZ).



Hermann Strittmatter ist Gründer und Leiter der Werbeagentur GKK in Zürich.